

Nr. 56. Bromberg, den 8. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

Erstes Kapitel.

Das Meerschweinchen fraß vergnügt seinen Kohl. Balanzierte auf den Vorderpfoten ein besonders appetitliches Stückchen, beschnupperte es mit Kennermiene — legte es beiseite, um es zu gelegener Zeit aufzuknabbern. Plötzlich fühlte es eine Beklemmung rang nach Luft, sprang wild ins Weite — und fiel leblos zusammen.

„Machen Sie sofort die Sektion, lieber Kollege“, sagte Sir Hee indem er eifrig eine Blutprobe betrachtete, die er dem toten Tierchen entnommen hatte. „Ich fürchte, daß sich auch diesmal keine Reagenz zeigen wird.“

„Ich wage dem zu widersprechen, mein lieber Professor“, entgegnete sein Assistent Dr. Doherty. „Der Tod ist genau nach dreimal vierundzwanzig Stunden eingetreten. Ich glaube, wir haben die richtige Spur verfolgt“

Der greise Gelehrte sah den Sprecher gütig an. „Immer hoffnungsfroh, ich glaube, ohne Sie hätte ich die tausend vergeblichen Versuche gar nicht ertragen. Aber was nützt es uns, die heimlich schleichenden Gifte, vor Jahrhunderten in Indien gefunden, und wieder vergessen, zu rekonstruieren? Was können sie bringen, als den unheimlichsten, unnachweisbaren Vergiftungstod? Wem dienen wir?“

„Der Wissenschaft, Herr Professor!“ rief begeistert sein Assistent.

„Immer wieder erklimmt der Menschengeist eine kleine Sprosse der Himmelsleiter, immer wieder rückt er ein Stückchen näher an Gottes Tyron und kann dem alten Herrn da oben in die Karten gucken.“

Kopfschüttelnd betrachtete Dr. Hee den Ekstatischen. „In die Karten gucken, richtig — aber niemals eine Karte selbst spielen, niemals.“

Die Sonne war höher über das Meer gestiegen. Es fing an, unerträglich heiß zu werden. „Machen Sie die Sektion, lieber Kollege“, repetierte Sir Hee, „und dann wollen wir frühstücken, im übrigen glaube ich Ihnen rechtgeben zu dürfen. Wir haben die Welt um ein nutzloses Wissen bereichert. Eilen Sie, sonst wird Mary ungeduldig.“

Auf der Insel Guanahani lag der Landsitz Edward Hees weiland Professor der Medizin an der Universität Edinburgh. Es hatte vor zwanzig Jahren keinen glücklicheren Menschen gegeben. Spät hatte er sich verheiratet, aber als dem Fünfzigjährigen seine Frau ein Mädchen gebar, erreichte die immer harmonische Ehe den Höhepunkt der Glückseligkeit. Bis ein Jahr später das Unglück kam. Ein kleiner dummer Zufall. Maria wollte ihrem Manne etwas mitteilen — etwas Unwichtiges, etwa, daß sein Freund antelephoniert habe, oder ähnliches. Beim Weggehen aus dem Hause sah sie ihren Mann auf der andern Straßenseite Da fiel es ihr ein. Sie wollte zu ihm hinüber. In der Eile übersah sie den Wagen, der hinter der Elektrischen herumfuhr. Und so war es geschehen, daß die kleine Mary Hee eine Halbwaise wurde. Der Professor aber war von diesem Tage an ein alter Mann. Er schied aus dem Amte und kaufte sich in Zentralamerika ein Grundstück, dem er den Namen „Letzte Tage“ gab. Ließ sich ein kleines Schloß dort bauen mit einem geräumigen Laboratorium und einem herrlichen Park für die kleine Mary, wo sie Ponyreiten und Eselfahren konnte. Ließ die besten Bonnen, die besten Lehrer kommen, damit Mary alles lernen konnte, was die Welt zu lehren wußte. Ließ sie allen Sport treiben, Tennis, Boxen, Schwimmen. Und so vernarbte langsam die Wunde. Nach einigen Jahren begann er wieder seine wissenschaftlichen Studien und wandte sich seinem Steckenpferd, der Erforschung alter indischer Gifte zu, die Wochen und Monate im Körper verborgen, plötzlich den Tod herbeiführen. Als seine umfangreichen Studien eine Hilfe notwendig machten, hatte er in einem englischen Fachblatt nach einem Assistenten annonciert, und nach sorgfältigen Erkundigungen seine Wahl getroffen. Das war vor einem Jahr gewesen, als Mary siebzehn Jahre alt, der Typus des frischen amerikanischen Sportsmädels, aber doch voller Gemüt, einem Erbteil ihrer deutschen Mutter, war.

Dr. Jack Doherty war gekommen, schmal, schlank, das schwarze Haar straff nach hinten gekämmt, voll geschmeidiger Liebenswürdigkeit. Als ihm Mary ihre kräftige braune Hand zum ersten Male reichte, war eine helle Freude in seine Augen gestiegen. Und seit der Zeit warb er um sie. Beim Vater wußte er sich durch Klugheit und Fleiß bald unentbehrlich zu machen. Aber Mary zu gewinnen, war nicht so leicht. Sie war nicht sentimental, sie war ausgefüllt durch ihren Sport. Wenn der Atlantische Ozean hohe Wellen an den Strand warf, stürmte sie mit ihrem kleinen Rennboot — nur von dem alten Neger Tommy begleitet — durchs Meer. Gab es ein Pferd einzureiten, sie war die erste, die der unwillige Rücken tragen mußte. Ja, sie war voll Kraft voll Schönheit und voll Lebenswillen. Eine Herrin war sie, die kleine Mary Hee. Sie dachte nicht daran, Frau Dr. Doherty zu werden. Und wenn seine Augen voll Begehrlichkeit ihre Gestalt abtasteten, gab sie ihm unbefangen einen Nasenstüber und sprang über die Balustrade in den Garten.

Einsam, umgeben von blühenden Wäldern, vor sich das Meer, lag das Schlößchen „Letzte Tage“. Einmal mußte auch Marys Herz der Liebe zugänglich werden. Auf diesen Moment wartete Doherty. Dann würde er sein Ziel erreichen, und seinen Lebenstraum erfüllt sehen, als Herr in dem Besitztum am Atlantischen Ozean, als Mann der Millionenerbin, er der arme Dr. Jack Doherty. Das war sein Ziel. Und inzwischen experimentierte er mit Sir Edward Hee, um den Giftstoff zu finden, mit denen der unbekannte Fakir vor achthundert Jahren die Menschen getötet hatte, ohne daß man ahnen konnte, wie das zugegangen sei.

Zweites Kapitel.

„Pump das Wasser aus dem Boot!" Der alte Neger erwachte aus seinem Halbschlummer. Eilig nahm er den Bootseimer zur Hand. Tatsächlich, das Boot war wieder halbvoll geschlagen. Das war ja auch wieder eine Fahrt gewesen. Immer kreuz und quer, bald mit den Wellen, bald scharf dagegen anlaufend. Ein schwarzes Pünktchen lag die kleine Motorjacht auf dem ruhig atmenden Ozean. Mary sprang auf, ließ das Steuerrad fahren, stand am Bug, breitete die Arme weit aus. Selige Freiheit! Ganz weit hinten ein dunkler Streifen, der Strand. Vor ihr das Meer. Die Sehnsucht, die unstillbare. Der alte Neger goß bedächtig Eimer um Eimer über Bord, er konnte sich nicht dazu verstehen, die mechanische Pumpe zu benutzen. In diesem Punkte gehorchte er nicht. Maschinelles war ihm zuwider.

Mary philosophierte wie eine junge reiche Amerikanerin von achtzehn Jahren. Wunschlos war sie, denn was die Erde zu vergeben hatte, besaß sie. Liebe? Sie kräuselte die Lippen. „Gott, wie unmodern, wie romantisch!" Sie würde einmal heiraten — warum nicht, Billy, oder Charly. Irgendeinen braunen Jungen mit gesunden Gliedern, kräftigen Fäusten und blitzenden Zähnen. Wen, das war ja gleich. Sie waren sich alle so ähnlich und dann würde sie mit ihm statt mit dem alten Neger Tommy über das Meer und über die weißen Chausseen fliegen, und beim Tennis würde sie: Gut, my Darling, rufen. Und das würde der ganze Unterschied sein. Einen andern Namen würde sie tragen, nicht mehr den alten stolzen aus dem schottischen Earlsgeschlecht. Sie ließ sich am Bug nieder. Langweilig, immer die erste zu sein. Morgen würde sie zum Tennisturnier nach Newyork reisen, und zweifellos würde sie die Meisterschaft gewinnen. Langweilig. Die Dünung ging höher. Das Boot wurde in regelmäßigen Abständen hoch hinaufgehoben, und tief in ein Wellental gesenkt. Das Wetter wurde unsichtig. Tommy hatte das Steuerrad ergriffen, und versuchte das bewegungslose Boot mit dem Bug gegen die Dünung zu halten.

„Oh Miß Mary, ein Wetter sein im Anzug", meinte er schließlich ängstlich. „Wir wollen kehren heim." Mary stand auf. Richtig, es war Zeit. Man würde bereits auf sie warten. Die Herren arbeiteten nicht mehr so lange im Laboratorium. Sie kletterte über die Kajüte. Der Himmel fing an, sich zu beziehen, es würde einen Sturm geben. Prüfend betrachtete sie den Horizont.

„Tommy, mein Glas!" befahl sie plötzlich. Ihr scharfes Auge hatte eine Rauchfahne erblickt, seitab von der Dampferroute. Tommy lugte neben ihr.

„Oh Miß, laßt uns fahren! Schmuggler, weiter nichts!"

Wenn das Boot auf dem Wellenrücken stand, konnte man durch das Glas die entfernten Umrisse des Schiffes sehen. Es hatte zwei zierliche, etwas nach hinten geneigte Masten. Sein Kurs ging wohl nach Newyork. Mary faßte einen schnellen Entschluß, der Motor sprang an, sie warf das Steuer herum, mit Vollkraft sauste das Boot ab, dem unbekannten Schiffe zu.

„Luken zu! Schwimmwesten an!" befahl Mary. „Wasser pumpen!"

Die See wurde unruhiger. Der Motor peitschte das Boot mit dem Bug hoch über dem Wasser vorwärts. „Festbinden!" Sie selbst schlang sich einen Gurt fest um den Leib. Der Neger pumpte das Wasser, das jede höhere Welle über Bord warf aus. Trotz ihrer Kleinheit war die „Mary" absolut seetüchtig. Der Sturm kam mit der in diesen Breiten üblichen Schnelligkeit auf. Es würde mindestens eine Stunde dauern, bis man genau erkennen konnte, wer der Fremde war. Dann war der Strand weit außer Sicht. Es konnte eine böse Fahrt werden. Aber Mary überlegte nicht. Gewöhnt, nur ihren Launen zu gehorchen, war sie eigensinnig auch sich selbst gegenüber. Aber diesmal bereute sie fast, ihrem plötzlichen Impuls gefolgt zu haben. Mit beiden Händen mußte sie jetzt schon das Steuerrad halten. Jede Welle schlug über Bord, und Tommy mußte die Pumpe benutzen, denn mit dem Eimer hätte er das eingedrungene Wasser nicht mehr bewältigen können. Das Boot durchschnitt jetzt die Wellen. Manchmal waren sie fast ganz unter Wasser. Mary überlegte. Wenden würde gefährlich sein. Wenn das Boot mit der Breitseite zu den Wellen kam, konnte es kentern. Also vorwärts! Vielleicht ließ der Gewittersturm bald nach. Tommy pumpte aus Leibeskräften, und warf verzweifelte Blicke nach seiner jungen Herrin, die von Sturmwellen umpeitscht das Boot vorwärts zwang. So fuhren sie wohl eine halbe Stunde.

Bei ihrer Geschwindigkeit mußten sie sich trotz des Sturmes, falls der Fremde seinen Kurs nicht geändert hatte, auf Sehweite genähert haben. Mary übergab Tommy das Steuer, nahm das Glas zur Hand. Richtig, auf Backbord fuhr er. Es war eine zierliche Luxusjacht mit selten schnittigen Formen. Der hohe Seegang schien ihr keine Schwierigkeiten zu bereiten. Ruhig und sicher zog sie ihren Kurs. „Die Jacht irgendeines Newyorker Millionärs", dachte Mary, und sah das Törichte ihrer Fahrt plötzlich ein. „Wozu bloß? Kehrt und nach Hause, so schnell es ging". Sie nahm Tommy das Steuer wieder ab. Jetzt kam das schwierige Manöver des Wendens.

Plötzlich erblaßte sie. Sie kannte die Stimme ihres Motors. Was war das? Das eiserne Herz schlug nicht mehr im gleichen Rhythmus. „Eine Panne?" Bei diesem Sturme so weit vom Lande der sichere Tod. Sie stellte den Gang um. Der Motor arbeitete langsamer, aber unregelmäßiger. Kein Zweifel, es war etwas nicht in Ordnung. Tommy las in ihren Mienen. Er hatte kein Verständnis für den Motor, aber er merkte, daß dieses verhaßte Ding nicht so wollte, wie seine junge Herrin es wünschte. Sie waren jetzt der Jacht ziemlich nahe gekommen. Der Motor setzte aus — einmal — zweimal — um dann wieder zu arbeiten.

Sinnlos vor Todesfurcht sprang Tommy auf. Am Mast sich festhaltend, schwenkte er eine Fahne um seinen Kopf, in der Hoffnung, daß sie von der Jacht bemerkt werden könnten. Mary arbeitete wie rasend, bemerkte gar nicht, was Tommy machte. Es war etwas heller geworden. Von der Jacht aus hatte man das Husarenstückchen wohl schon lange beobachtet.

„Komme zu Hilfe!" signalisierte sie, drehte bei und nahm Kurs auf die „Mary". Da setzte der Motor gänzlich aus. Sie waren ein Spielball der Wellen. Drüben wurde ein Boot heruntergelassen. Kräftige Fäuste ruderten. Die Rettungsaktion war schwierig. Nur langsam kamen sie näher. Die „Mary" war vollgeschlagen, lag halbschief zur Seite. Mary und Tommy hielten sich am Mast. Sowie eine größere Welle das Boot faßte, mußte es kentern. Da erschien auf dem Kamm einer Welle der Bug des Rettungsbootes.

„Abspringen!" erklang eine scharfe Kommandostimme. Zwei Taue klatschten ins Wasser. Während das Boot mit den Geretteten wandte, verschwand die kleine schmucke „Mary" in den Wogen.

Die „Tarantella" war die Jacht von Ralph Louis Torstensen, dessen Vater als armer deutscher Auswanderer die Goldfelder Amerikas aufgesucht hatte. Mit einem kleinen ergrabenen Kapital hatte er sich in Newyork niedergelassen, in diesem und jenem „gemacht", bis er schließlich ein reicher Mann geworden war. Als Fünfzigjähriger, auf einer Reise nach der alten Welt hatte er in Madrid die Tochter eines verarmten Adelsgeschlechtes kennen gelernt, und dieser Ehe war Ralph Louis entsprossen. Er war erzogen worden wie alle reichen Jungen in der neuen Welt und war in seinem Äußern ein echter, rechter Yankee geworden. Aber stärker war in ihm das Erbteil der Mutter. Niemals hatte sie ihr geliebtes Spanien vergessen können, und unermüdlich ihrem Knaben den Glanz ihres Geschlechtes eingeimpft. Sie hatte ihm erzählt, wie ihre Vorfahren — stolz und herrisch — einst im Goldland Mexiko die Fahne Spaniens aufgezogen, wie sie auf allen Meeren gefahren, als Kaufleute oder auch als Seeräuber, wie es das Schicksal so eben mit sich brachte. Als Ralph Louis fünfzehn Jahre alt war, hatte ein Lungenleiden die Mutter dahingerafft, und sechs Jahre später folgte ihr Louis Torstensen. Ralph Louis wurde der Erbe der großen Besitztümer bei Halifax und eines Millionenvermögens.

Da Erwerb für ihn zwecklos war, hatte er sich eine Jacht, die „Tarantella" bauen lassen, von dem unstillbaren Drang getrieben, irgendetwas Besonderes in dieser banalen Welt zu erleben, nach fremden, und noch nicht vollständig bekannten Ländern zu fahren.

Während der vor Kälte und Angst zitternde Tommy ins Matrosenlogis gebracht wurde, wo reichlicher Grog sein erschüttertes Gemüt wieder ins Gleichgewicht brachte, schritt Mary, von einem Offizier der Jacht, demselben, der den Kutter kommandiert hatte, geleitet, der Kajüte zu. Zwischen ihr und ihrem Retter waren noch nicht zwei Worte gewechselt worden, aber die ruhige Sicherheit, mit der dieser blonde Riese die Manöver geleitet hatte, brachte es fertig, daß die sichere, überhebliche Mary Hee sich ihres dummen Streiches, mit dem kleinen Rennboot bei solchem Wetter so weit in See zu gehen, zu schämen begann. Sie war nicht gewohnt, daß man ihr zu Hilfe kam, und deswegen schritt sie etwas befangen über das Deck der schmucken Jacht.

„Go on," sagte der Offizier und öffnete die Tür zu einer Kajüte, die entsprechend dem Luxus, mit dem das ganze Schiff erbaut war, eine gediegen elegante Einrichtung zeigte.

„Da wir keine Damenkleider an Bord haben, Sie sich aber sofort umkleiden müssen, werde ich Ihnen eine Uniform unseres Schiffsjungen schicken, die wird Ihnen passen!" Und ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte er sich

grüßend. Die „Tarantella" lag noch immer beigedreht. Wahrscheinlich wollte der Kapitän noch warten, wo man den unerwarteten Gast abliefern solle. Ein Schiffsjunge erschien und brachte eine Uniform und Wäsche.

„Wollen Sie sich bitte umkleiden. Mr. Torstensen erwartet Sie!" Der Anzug paßte tatsächlich. Ein Blick in den Spiegel sagte ihr, daß sie reizend in der kleidsamen blauen Matrosentracht aussah. Auf ein Klingelzeichen erschien der Boy und bat sie, ihm zu folgen. Sie gingen durch mehrere Räume und Mary bemerkte, mit welch großem Geschick und welcher Verschwendung das Schiff ausgestattet war. Vor einer schweren Tür aus Mahagoniholz blieb der Boy stehen.

„Wen darf ich melden?"

„Miß Mary Hee", erwiderte sie belustigt. Der Boy bot ihr Platz an, verschwand hinter der Tür, riß sie sofort von innen auf — und entgegen schritt ihr ihr Retter, mit liebenswürdigem Lächeln auf dem frischen Gesicht.

„Willkommen, Miß Mary Hee, auf meiner „Tarantella". Er bot ihr den Arm und führte sie in die Kajüte. „Ich freue mich wirklich von Herzen, Ihnen in den Weg gekommen zu sein. So fängt denn meine Abenteuerreise mit einem wirklichen kleinen Abenteuer an. Aber nun sagen Sie mir, wie Sie in Ihrer Nußschale hierhergekommen sind, und vor allem, welchen Kurs wir einschlagen sollen. Unser neuer Schiffsjunge ist jetzt Kapitän dieser Jacht!"

„Nun, wenn ich kommandieren darf", erwiderte Mary, lustig auf seinen Ton eingehend, „so befehle ich Ihnen, San Salvador anzulaufen, und dort Anker zu werfen, damit mein Vater, Sir Edward Hee, dem Retter seiner einzigen Tochter den nötigen Dank abstatten kann."

„Aha", lachte Ralph. „Also sind Sie doch nicht ganz so weit entfernt beheimatet, ich dachte schon, Sie hätten mit Ihrem Boot den ganzen Ozean überquert, so kühn segelten Sie in den Wellen herum. Bei Gott, ein tolles Stückchen", fügte er ernster werdend hinzu. Mary schämte sich. Sie fühlte sich diesem jungen Menschen, der kaum zwei, drei Jahre älter sein konnte als sie, unterlegen.

„Das Boot war seetüchtig", entgegnete sie kurz, „wenn der Motor nicht versagte, hätte ich Salvador auch ohne fremde Hilfe erreicht. „Und nicht als Schiffsjunge ohne Schiff heimkehren müssen", fiel er ihr lustig ins Wort. „Aber bitte entschuldigen Sie mich, ich will die nötigen Befehle erteilen. Ich bin zwar nur Lernender, denn der wirkliche Kommandeur dieses Bootes ist mein alter Kapitän Streck, der jahrelang Newyork—Hamburg gefahren ist, aber den Kurs anzugeben, das ist meine Sache." Er drückte ihr kräftig abschiednehmend die Hand. An der Türe drehte er sich um. „Oder, Miß Hee, hätten Sie Lust, mit mir auf die Kommandobrücke zu gehen?"

Der alte Seebär Streck schmunzelte, als er Ralph mit Mary ankommen sah.

„Tjä —" meinte er in seinem echten Hamburger Platt, „wenn der lüttje Schiffsjunge an Bord bliebe, das könnte ne fidele Fahrt werden, aber so immer bloß ins Blaue hinein, ohne Zweck und Ziel — na denn man los, mir kann das egal sein." Kapitän Streck dachte nicht logisch, wie aus diesem Satze hervorgeht, aber er hatte ein altes, ehrliches, biederes Seemannsherz, und haßte allen neumodischen überspannten Kram.

(Fortsetzung folgt.)

Spiel mit dem Leben.

Der Kopfstand vor dem Abgrund. — Ein Frühstück über dem Niagara. — Pfennigjagd im Haifischmeer.

Von Karl Waldemar-Charlottenburg.

Das eigentliche Spiel mit dem Leben beginnt da, wo Vorsicht und Berechnung ihre Grenzen erreichen, wo die Vernunft ausschaltet. Freilich lassen sich auch bei der größten Sorgfalt und durch jahrelange Übung tödliche Unglücksfälle nicht vermeiden. Viele Seiltänzer und Gymnastiker, Voltigeure und Trapezkünstler büßen ihren Mut mit ihrem Leben. Von Dompteuren gar nicht zu reden.

Immer neue Tricks müssen ersonnen, immer größer die zugkräftigen Sensationen sein, und immer höher steigt damit die Lebensgefahr. Galt im vorigen Jahrhundert schon der Doppel-Salto mortale als etwas Unerhörtes, so ist man jetzt schon bei dem dreifachen angelangt. Staunte man zu jener Zeit über das schwingende Trapez in horizontaler Linie, so nimmt es heute bereits die vertikale ein und überschlägt sich, so oft man's verlangt. Das vor wenigen Jahren noch so atemraubende Looping the loop ist heute schon wieder etwas Altes, und man probiert bereits die Doppelschleife.

Dabei sind es durchaus nicht immer die gefährlichen Tricks, die mit dem Tode enden, — bei ihnen sind alle Muskeln gespannt, alle Nerven gestählt, und alle Aufmerksamkeit ist scharf konzentriert. Aber in den nebensächlichen Situationen, wo man die Schwierigkeiten nicht achtet, der Ausführung nicht mehr genügende Bedeutung beimißt, geschieht das Unglück. Endete doch erst vorigen Winter einer der hervorragendsten Trapezkünstler auf diese tragische Weise in Paris. Nach außerordentlich schwierigen Evolutionen an drei schwingenden Trapezen ließ er sich von oben ins Fangnetz fallen, und hierbei brach er das Genick. — Ein Drahtseilkünstler in Riga erlebte kürzlich das gleiche Schicksal. Nur einen Meter hoch war das Seil gespannt. Seine Partnerin sprang über ihn hinweg, trat fehl, er wollte sie halten, stürzte — und es war um ihn geschehen. Selbst Akrobaten, die ihre Produktionen zu ebener Erde ausführen, sind vor solchen Unfällen nicht sicher. So fiel vor gar nicht langer Zeit im Empire-Theater zu London einer von den bekanntesten musikalischen Clowns Gebrüder Croneman, indem er seinem Partner — was er mehr als tausend Mal zuvor getan — auf die Schultern sprang, so unglücklich, daß er dabei den Hals brach.

All die Bezwinger von Gefahren werden schließlich tollkühn; sie haben ihnen gar zu oft ins Auge geschaut, um das Gefühl der Furcht zu kennen. Doch — nur ein unbedachter Augenblick, ein anderer Gedanke, und ihr Schicksal ist besiegelt. So erschien vor Jahren der Franzose Gadbin in Paris und wagte einen Monat lang allabendlich seinen berühmten „Todessprung". Aus der Zirkuskuppel. Ein Brett, das schräg in der Manege aufgestellt war, fing ihn auf. Er hatte mehr als fünfzehn Meter mit dem Kopf nach unten durch die Luft zurückzulegen und kam jeden Abend und bei allen Proben heil unten an. Als er dasselbe Kunststück in Berlin im Zirkus Busch vorführte, sprang er am vierten Abend etwas zu kurz, schlug mit der Brust auf jene Brettkante und — nahm Abschied von der Welt.

Büßen nicht die meisten Dresseure wilder Tiere ebenfalls ihr Leben bei ihrer Arbeit ein? Die Frau des Löwenbändigers Haupt tanzte mehr als sieben Jahre vor ihren Löwen im Käfig, bis sie eines Abends buchstäblich von ihnen zerrissen wurde. Tiger fielen ihren Bändiger oftmals tödlich an, und selbst der im allgemeinen als gutmütig geltende Elefant hat seine Tücken. Zwölf Jahre lang führte ein Dompteur seine dressierten Elefanten friedlich vor, dann nahm ihn eines Tages sein Lieblingstier, mit dem er zuvor alles machen konnte, plötzlich in den Rüssel und warf den Mann gegen die Wand, daß er tot liegen blieb.

Todesverachtung aus Übermut bringt oft seltsame Wetten zu Stande, die nicht immer glimpflich verlaufen. Ja, sie verleitet sogar Knaben in Amerika dazu, auf den überhängendenFelsen im Yosemite-National-Park Kopf zu stehen und in dieser Stellung eine Zigarette anzuzünden und zu rauchen, während unter ihnen ein mehrere hundert Meter tiefer Abgrund klafft. Nichts imponiert dem Amerikaner mehr als der persönliche Mut. Welch hellen Jubel erregte es in den Vereinigten Staaten, als der französische Artist Charles Blondin 1855 auf einem fünfzig Meter hohen Seile über die Niagara-Fälle lief und seine Kühnheit noch dadurch erhöhte, daß er den Draht beim zweiten Mal auf Stelzen überschritt. Der Abschluß spottete jeder Erwartung. Blondin setzte sich inmitten des Drahtseils auf einen Stuhl, den er vorher in Händen getragen hatte, und bereitete sich auf einem mitgenommenen Öfchen über den unten brausenden Wassermassen einen richtigen Eierkuchen, den er im Angesicht der vielen Tausende von Zuschauern mit Wohlbehagen da oben verzehrte.

Ferner gibt es jene Art von katilinarischen Existenzen, die ihr Leben wagen, um sich vor dem drohenden Untergang zu retten. Zu ihnen zählen die Todeskandidaten, welche die Niagara-Fälle mit einem Boote zu durchqueren gedachten und dabei elend an den Felsen zerschellten. Vor einiger Zeit gelang es einem Kanadier, in einem großen Gummiball, der innen stark gepolstert war, sich durch die reißenden Katarakte treiben zu lassen. Der Sturz auf die Felsen zerriß zwar den Ball, trotzdem konnte der Wagehalsige mit einigen unbedeutenden Kopfverletzungen der Hülle wieder entsteigen.

Von gleichem Todesmut beseelt sind jene Japaner, die an den Küsten, wenn die Schiffe mit den Fremden kommen, auf den Grund des von Haifischen wimmelnden Meeres tauchen, um ein paar hinabgeworfene Silbermünzen zu erhaschen. Das geschieht mit der linken Hand, denn in der rechten halten sie das lange, scharfe Messer, um sich im Fall des Angriffs gegen den gefräßigen Feind zu wehren.

Im höchsten Maße beunruhigend lief ein ähnliches Wagnis ab, das sich einst in St. Louis im Westen Amerikas ereignete. Ein früherer deutscher Kavallerie-Offizier besaß dort einen Tattersall, mit dem es immer mehr bergab ging. Da griff er zu folgendem Mittel: Inmitten der 170 Fuß hohen Eisenbrücke, die den Mississippi überspannt,

wurde am Geländer ein riesengroßer Rahmen aufgestellt. Er war mit Papier bezogen, auf dem sich unten in der ganzen Breite eine aufgemalte Hürde zeigte. Erwartungsvoll staunte die Menge. Da kam der kühne Reiter im sausenden Galopp den Damm der Brücke entlang gesprengt und setzte durch das Papier über die Hürde, die das Brückengeländer deckte, hinweg, hinunter in die reißenden Fluten. Das Pferd riß sich dabei den Leib auf und verendete. Der Mann aber schwamm in voller Uniform dem Ufer zu und war gerettet. Zu diesem Schauspiel hatten sich mehr als zwanzigtausend Neugierige eingefunden und mit der Einnahme erreichte „Harras der kühne Springer" seinen Zweck.

Ähnlichen Wagemut erfordert das in Mode gekommene „Looping the loop" mit Aeroplanen, obgleich hierbei Geschicklichkeit die größere Rolle spielt. Doch ist auch diese Kunst bald schon nichts Neues mehr. Die Sucht nach lebensgefährlichen Attraktionen steckt immer weitere Ziele, weil Gesehenes gar zu rasch verflacht. — Zu welchen überspannten Mitteln man noch greifen wird, den Nervenkitzel des vieltausendköpfigen Ungeheuers Publikum zu befriedigen, das liegt im Schoß der Zukunft und — der Technik.

Blütenpflanzen, die Gesteine bilden.

Naturwissenschaftliches von M. A. v. Lütgendorff.

An nicht zu tiefen Gewässern finden sich bisweilen nahe der Wasseroberfläche Platten eines Kalkgesteins, ferner am Grunde vieler Seen, wie zum Beispiel in der Schweiz, kalkige schlammige Gesteinsschichten von grauer, weißlicher oder auch schneeweißer Farbe. Und wenn man, sei es nun in Norddeutschland oder in der schwäbisch-bayerischen Hochebene, den Grund untersucht, auf dem die Moorwiesen mit ihrer lockenden bunten und wildsüß duftenden Blumenpracht stehen, so zeigt sich auch hier viele Meter tief als Grundlage jener feine kalkige Schlamm. Wer möchte nun an einen Zusammenhang dieses Schlammes — Seekreide nennen ihn die Geologen — mit den Blütenpflanzen denken, die hoch über ihm dem Sumpfboden entsprießen? Und doch besteht ein solcher Zusammenhang, denn diese Seekreide verdankt ihre Entstehung zum großen Teil einer grünenden und blühenden Pflanzenwelt.

Bis es soweit ist, daß eine Seerosenpflanze, deren liebliche weiße Blüten, umrahmt von den flachen Rundblättern, auf dem Wasser liegen, zu einem Bruchteil der Seekreide wird, muß freilich ein Stück der Zeit vergehen, die nach den ungezählten und unzählbaren Jahrtausenden rechnet, in deren Verlauf unsere Gesteine sich bilden. Allein der Bildungsweg, der die blühende Pflanze zur Seekreide werden läßt, ist gleichwohl verhältnismäßig einfach. Eine Anzahl von Süßwasserpflanzen enthält in gewissen Teilen der Blattgewebe Kalk, der nach außen austritt und sich in Form einer mehr oder weniger dicken Kruste der Blattoberseite anheftet. Je älter das Blatt ist, desto dicker wird die von ihm ausgeschiedene Kalkschicht, so daß alte Blätter oft fast völlig „verkalken". Kommt das Wasser, in dem diese kalkbildenden Pflanzen leben, in lebhafte Bewegung, so schwemmt es gewöhnlich auch Stücke der die Blätter deckenden Kalkschicht ab und läßt sie in die Tiefe sinken. Oder die kalkhaltigen Pflanzen sterben ab und fallen auf den Grund der Gewässer, wo sich ihre organischen Teile zersetzen, der Kalk aber zusammen mit den Kalkausscheidungen anderer Pflanzen, wie Kalkalgen und Armleuchtergewächsen, sich allmählich in den feinen weißlichen Schlamm verwandelt, der sodann den Grund jener Wässer bildet. Sofern er durch Überlagerungen von Algen gefestigt wird, wie etwa in den eingangs erwähnten Gewässern, formt er bisweilen die ufernahen Platten. Wenn aber das Wasser, dessen Grund er bildete, versumpfte, bis aus dem Moore schließlich ein Wiesenteppich herauswuchs, wurde er zur vielen Meter dicken und als „Wiesenkalk" oder „Alm" bezeichneten Grundlage jener Sumpfwiesen.

Unter den Blütenpflanzen, deren Kalkteilchen einst in die Wassertiefe sanken, befinden sich, wie die eingehenden Untersuchungen des Forschers Julius Pia erwiesen, unsere bekanntesten Wassergewächse. Sie alle blühten einmal, um dann absterbend in ihren Kalkabscheidungen als Seekreide ein neues, zeitlich fast unbegrenztes Dasein weiter zu führen. Den meisten Kalk liefert das „spiegelnde" Laichkraut, auf dessen Blättern der Kalk eine weißlich glänzende Oberschicht bildet; ferner die Wasserpest, die kleinblättrige Pflanze mit den mehrere Meter langen Stengeln, die aus Nordamerika zu uns kam. Sie kann während einer zehn Stunden dauernden Sonnenbestrahlung eine Kalkmenge erzeugen, die den fünfzigsten Teil ihres eigenen Trockengewichtes beträgt. Kalk bilden auch die Blätter der Seerosen sowie die der Krebsschere, die gleich Aloeblättern in spitzer Schwertform die Blüte umwachsen, dann das Hornblatt das ohne Wurzeln lebt, und die Hahnenfußart, die dem Leben im Wasser angepaßt ist und zweierlei Blätter — Wasser- und Luftblätter — entwickelt. Endlich kann man auch das zierliche Tausendblatt mit seinen dünnen fiederspaltigen Blättchen die wie ein feiner grüner Schleier die Stengel umfluten, zu den Kalkbildnern der Süßwasser rechnen. Verwendung findet die Seekreide bei uns nicht. In Nordamerika jedoch, wo sich in manchen Seen viel pflanzlicher Kalk bildet, gebraucht man sie bei der Herstellung von Zement.

Bunte Chronik



* **Der Spatz auf dem Ulmer Münster.** Wie eine Schildburgiade mutet sie an, die Geschichte vom Ulmer Spatz, und doch hat sie sich zugetragen, und ihr verdankt man den Turmbau des herrlichen Münsters. Als die Ulmer Bauleute das Gerüst für den Turmbau aufstellten, fällten sie dazu im Walde lange Bäume. Den längsten davon hatten sie quer über den Wagen gelegt, und zogen ihn bis vor das Stadttor, wo sie aber nicht weiter konnten: das Tor war zu eng. Der ganze Turmbau stockte. Da beobachtete ein Gelehrter einen Spatz, der einen Strohhalm quer im Schnabel trug und sich zunächst vergeblich bemühte, diesen in das Nest zu schieben. Endlich nahm der kluge Spatz die Spitze des Strohhalms, wendete sich nach dem Nest und schob dann den Strohhalm bequem hinein. Der Gelehrte verfaßte sofort eine lange Denkschrift an den Magistrat, daß man es mit dem Balken auch so machen müsse, und siehe da, der Versuch gelang. Der Gelehrte erhielt ein Dankschreiben nebst hundert goldenen Dukaten als Anerkennung. Im Jahre 1889 wurde beim Umbau des Ulmer Münsters ein neuer vergoldeter Spatz als Krönung des Mittelschiffdachs aufgesetzt. Der Spatz ist ein Meter lang, 55 Zentimeter breit, und wiegt mit dem vergoldeten Strohhalm im Schnabel 55 Kilogramm. Zum Gedächtnis für spätere Zeiten wurden damals dem Spatz einverleibt: die prächtig auf Pergament gemalte Stiftungsurkunde mit dem 15. Oktober 1888 als Datum der Gesellschaft „Hundskomödie" nebst deren Satzungen, die Nr. 247 des „Ulmer Tageblattes" mit dem Spatzenlied von F. Bauer in Erbach und die von nah und fern eingelaufenen Gedichte. Der Hauptturm des Ulmer Münsters mißt mit der Spitze 161 Meter. Er überragt damit die Türme des Kölner Doms noch um 5 Meter, und ist somit der höchste, als auch der schönste Kirchturm der Erde.

*

* **Nur ein Artist und doch ein Held.** Es waren zwei Artisten, zwei junge Männer, die schlugen sich in Frankreich mühselig durch das Leben. Es gibt ja so viele in diesem Beruf, und nur die Könner verdienen gut. Die zwei Linardis gehörten zur Mittelklasse, die Anerkennenswertes leistet und doch nie über kleinere Variétés hinauskommt. So traten sie kürzlich in einem Pariser Vorortslokal auf. Zu ihren Darbietungen gehörte eine Schießnummer. Eduard, der eine der beiden Artisten, mußte sich auf der Bühne vor einen Pfahl stellen, und Yves, sein Partner, schoß mit dem Karabiner nach Gegenständen, die das lebende Ziel in der Hand hielt oder auf dem Körper trug. Wieder standen die beiden einander gegenüber. Da sah Eduard, daß der Karabiner in der Hand seines Freundes schwankte, unmerklich fast, doch genügend, um sein Leben zu gefährden. Er wollte dem Partner ein Zeichen geben: „Laß heute abend das Schießen!" Doch dann besann er sich und hielt in steinerner Ruhe den Ring in der Hand, den der Freund durchschießen sollte. Die Nummer durfte ja nicht ausfallen, denn das Publikum hatte Anspruch darauf. Der Schuß fiel. Eduard zuckte zusammen und wurde bleich. Kaum einer unter den Zuschauern sah es, und sofort stand der Artist wieder in alter Ruhe vor seinem Pfosten. Yves zielte nun auf die Brust des Partners. Dort hing ein kleiner Ball und ihn sollte die Kugel zerreißen. Eine Stahlplatte unter Eduards Trikot schützte die Brust vor dem Geschoß. Wieder schwankte die Karabinermündung, doch das lebende Ziel stand ruhig und mit bleichem Gesicht. Der Schuß fiel. Im Aufpeitschen stürzte Eduard zu Boden. Der Ball war unversehrt die Kugel hatte den Artisten in den Leib getroffen. Und nun sah das Publikum, warum das lebende Ziel bleich geworden, warum Eduard zusammengezuckt war. Die erste Kugel hatte nicht den Ring getroffen, sondern das Handgelenk des Mannes zerschlagen. Nur ein Artist war er — und doch ein Held.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg